

Deutsches Schrifttum.

Unabhängige kritische Monatschrift.

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar.

15. Jahrgang

Nr. 10

Oktober 1923

Die Not der Geistigen.

In einer seiner letzten Reden hat auch der Reichskanzler Dr. Stresemann die Notwendigkeit der „Geistigen“ für den neuen deutschen Aufschwung hervorgehoben — fragt sich nur, ob genug vorhanden sind, die diesen Namen wirklich verdienen (mit den jüdischen „Intellektuellen“ möchten wir sie nicht zusammen geworfen sehen), und ob sie sich unter den gegenwärtigen Umständen ausreichend betätigen können. Daß die Not der deutschen geistigen Arbeiter außerordentlich groß ist, steht seit langem fest. Schon am 28. September vorigen Jahres wandte sich die im Weimarer Schillerhaus versammelte Generalkonferenz der Deutschen Schillerstiftung mit folgendem Aufruf an die Öffentlichkeit:

„Die täglich anwachsende Not in den Kreisen der deutschen Schriftsteller erfüllt alle Freunde unsres Schrifttums mit ernster Sorge. Der Stand des freien Schriftstellers ist dem Untergang geweiht. Die Absatzmöglichkeit für seine Erzeugnisse wird durch die ungeheure Steigerung der Papierpreise und aller Herstellerlöhne unaufhaltsam verringert. Während die Verkaufspreise für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen von Verlegern und Sortimentern entsprechend der Geldentwertung außerordentlich erhöht werden, müssen sich die geistigen Urheber in zahllosen Fällen mit Honoraren der Friedenszeit begnügen. Die Gesetzgebung zögert leider trotz der Vereinfachung einer ganzen, kulturwichtigen Berufsklasse mit tatkräftigen Maßnahmen: sogar die so berechnete Forderung, die frei gewordenen Werke toter Autoren zum Staatseigentum zu erklären und für deren Druck bzw. Aufführung von Verlegern bzw. Theatern zugunsten der lebenden Schriftsteller eine Abgabe zu erheben, wie sie das Ausland vielfach seit langem eingeführt hat, ist noch immer nicht erfüllt.“

Seitdem ist es noch viel schlimmer geworden: Ich kenne berühmte Schriftsteller, die mindestens seit Jahresfrist kaum noch Fleisch genossen haben, und einer ist mir vorgekommen, der während des voriechten, ungeheuren Preissteigerungen aufweisenden Monats, bei angestrengter Arbeit, ganze 2 Millionen Mark Einkommen hatte, während die Setzer einer auch von ihm beschäftigten Buchdruckerei 36 Millionen Mark die Woche erhielten! Natürlich muß der Mann für seine 2 Millionen auch noch Umsatzsteuer bezahlen — ich will es hier einmal kräftig aussprechen, daß die Einführung der Umsatzsteuer bei Schriftstellern und Künstlern vollkommen unberechtigt, geradezu ein Frevel ist. Denn diese Berufsstände sehen, wie jeder logisch Denkende ohne weiteres einsieht, garnichts um, „handeln“ durchaus nicht, sondern sie verkaufen ihre Arbeit oder, wenn man will, ihre Arbeitskraft genau so an Verleger und Kunsthändler wie der körperliche Arbeiter die seinige an die Industriellen — dieser zahlt aber, so viel ich weiß, keine Umsatzsteuer. Über das Kapitel Autor und Verleger wäre hier dann natürlich auch sehr viel zu sagen, ich beschränke mich aber darauf, festzustellen, daß der Satz in den Ausführungen der Schillerstiftung, man müsse sich mit den Honoraren der Friedenszeit begnügen, keineswegs stimmt, daß man diese vielfach noch sehr bedeutend herabgedrückt hat, oft genug um ein volles Drittel. Dabei haben die Verleger in den letzten Jahren in der Tat kein schlechtes Geschäft gemacht, da viele Leute das flüchtige Geld in noch verhältnismäßig billigen, soliden Büchern anlegten;

erst in der letzten Zeit wird wenig mehr gekauft, da die Schlüsselzahl allmählich zu hoch geworden ist und der Durchschnittsdeutsche Millionen für Bücher doch nicht gern ausgibt. So ist denn nun auch, da die Anforderungen der Setzer oder ihrer Gewerkschaften immer mehr gestiegen sind, die Bücherproduktion zum größten Teil lahm gelegt, und das bedingt natürlich erst recht steigende Not bei den Schriftstellern, wie dies auch die stetige Erhöhung der Portofäge und sonstige staatliche Maßnahmen tun. Ich will die Herren Verleger nicht alle über einen Kamm scheren; es sind mir doch auch einzelne bekannt, die die ihnen nahestehenden Autoren über dem Wasser halten — im ganzen aber gilt nach wie vor Hebbels Ausspruch, daß es leichter sei, mit Christus auf dem Meere zu wandeln, als mit einem Verleger durchs Leben, ja, er gilt in unserer dem Mammonismus verfallenen Zeit, die überhaupt nicht mehr weiß, was geistige Solidarität ist, wohl mehr denn je. Der Staat könnte natürlich mannigfach eingreifen: Das Verlagsgesetz ist seit langem sehr verbesserungsbedürftig, und für die heutige Zeit wäre ein Notgesetz, das u. a. die vielfach üblen Kontrakte durch allgemeine Normen, auch der Zahlungsweise, ersetzt, sehr angebracht. Aber wer von den heutigen Staatsmännern versteht diese Dinge oder hat Interesse für sie? So bleibt denn als letzte Hilfe nur die Schillerstiftung, deren Mittel aber im Vergleich zu ihrer gewaltigen Aufgabe sehr beschränkt sind — ich habe es stets für eine deutsche Schmach gehalten, daß die Schillerstiftung nicht von Reichswegen fundiert wurde, und schon vor Jahren in einem Aufsatz für die „Deutsche Welt“ ganz bestimmte Vorschläge über ihren Ausbau zu einer Deutschen Akademie gemacht, Vorschläge, die Friedrich Lienhard in einem der letzten Türmer-Hefte wieder aufnimmt.

Schlimmer noch als die äußere ist, wie ich glaube, die geistige und seelische Not bei den führenden deutschen Geistern, die über das persönliche Erfolgstreben hinaus sind. Man kann zwar in den jüdischen und jüdisch beeinflussten Zeitungen lesen, daß diese sich in die heutigen Verhältnisse gefunden hätten, ja mit den gegenwärtigen Machthabern ein Herz und eine Seele wären — natürlich werden vor allem Gerhart Hauptmann und Thomas Mann als Beispiel dafür angeführt, aber man verschweigt dann, daß diese alle beide jüdisch verheiratet sind und also für uns strenge Deutsche, obgleich sie sich selbst natürlich auch für gute Deutsche halten, als solche kaum noch in Betracht kommen. Hauptmann bedeutet ja auch geistig nicht allzuviel, obgleich er selbstverständlich eine starke dichterische Spezialität ist, und auch Thomas Mann wird überschätzt, da man seiner geistigen Verfassung gegenüber im ganzen doch mit dem Begriffe der „Volubilität“ reicht („Beweglichkeit“ klingt mir noch zu deutsch). Man darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß die Mehrzahl der freien deutschen Schriftsteller der Republik abgeneigt ist, schon des Schutzgesetzes wegen, das doch die Freiheit zu schreiben zuletzt mannigfach beschränkt. Man mißverstehe mich nicht: Ich entsinne mich sehr wohl, daß bei

manchen rechtsstehenden Blättern eine Zeitlang ein Ton herrschte, der nichts weniger als vornehm war, aber ernste und wirklich „freie“ Schriftsteller haben da nie mitgemacht, sind sich ihrer Verantwortlichkeit ihrem Volkstum gegenüber stets bewußt gewesen, so gemein sie auch selber oft von Juden und Judengenossen behandelt wurden. Sie wußten immer, was der freie Schriftsteller bedeutet, daß es ohne den Mann, der, unabhängig von Parteirücksichten, beständig die Wahrheit jagt, in einem modernen Staate und zumal in einer Demokratie sicherlich nicht geht. Aber man liebt heutzutage die Wahrheit weniger denn je, zumal man auch in der Betätigung für die Kultur nicht gerade ein gutes Gewissen hat, auch hier immer nur an die Partei und kaum je ans Volkstum denkt. Und so kommt man denn auch ohne weiteres zur Beschränkung der Freiheit. Ich will nicht von der Zusammenziehung des Staatsgerichtshofes reden, obgleich mir so ausgesprochene Parteileute wie Fehrenbach und Müller-Franken für diesen sehr ungeeignet erscheinen; ich will auch die Urteile dieses Gerichtshofes nicht unter die Lupe nehmen, obgleich mir allein schon die Begründung des „Hammer“-Verbots mit dem Rathenau betreffenden klassischen Satze: „Der für einen Deutschen (!) denkbar schwerste Vorwurf, sein eigenes Vaterland kaltblütig und aus eigenmächtigen Beweggründen in das tiefste Unglück gestürzt zu haben, durfte nur dann erhoben werden, wenn hierfür vollgültige Beweise beigebracht wurden“ hierzu ausreichend Veranlassung böte. Man kann Rathenau für einen anständigen Menschen halten, aber für einen Deutschen darf man ihn nicht erklären. Wir vernünftigen freien Schriftsteller sind nicht kleinlich, aber mehr und mehr sehen wir doch die deutsche Kultur gefährdet. Um einige Weimarer Gesehnisse anzuführen: Ernst Hardt, durch und durch Virtuosenatur, wurde von Volksmännern zum Leiter des Weimarer Staatstheaters gemacht, das er dann drohlicher Weise auch noch in Deutsches Nationaltheater umtaufte. Als man Räume zu Bureauzwecken brauchte, tat man aus einem Museumsgebäude die ganze wertvolle Sammlung moderner Kunst einfach hinaus; dem Staatlichen Bauhaus, das noch kaum etwas geleistet und dem fast das ganze geistige Weimar sehr skeptisch gegenüber stand, wurden immer neue Millionen gewährt. Inzwischen hat nun die Hardtsche Theaterleitung ihre Unfähigkeit erwiesen — selbst sozialdemokratische Kreise haben schon ihre Unzufriedenheit mit ihr ausgedrückt — und wie deutsch und volkstümlich das Nationaltheater ist, zeigt deutlich die Ankündigung der Erstaufführungen für 1923/24:

Peer Gynt, dramatisches Gedicht von Ibsen, Die Freier, Lustspiel von Eichendorff, Fuhrmann Henschel, Schauspiel von G. Hauptmann, Erdgeist, Tragödie von Wedekind, Bürger Schappel, Komödie von Sternheim, Frau Warrens Gewerbe, Schauspiel von Shaw, Trauerspiel, Schauspiel von Steinberg, Der Häuptling, Satirspiel von Apol, Von Morgens bis Mitternacht, Schauspiel von Georg Kaiser.

Die Neuordnung der Museumschätze ist immer noch nicht vollständig erfolgt (es soll jedoch zugegeben werden, daß die neuere deutsche Malerei in dem früheren Hauptmuseum eine leidlich gute Ausstellung gefunden hat), und die gegenwärtige große Ausstellung des Bauhauses erscheint nach den Berichten auch unpolitischer Zeitschriften wie der „Hellschwab“ (ich enthalte mich des Urteils) als Generalskalo. Wenn das aber am grünen Holze, in Weimar geschieht — sicherlich: die Tatsachen sprechen für uns, aber was hilft uns das? Eben lese ich in der „Deutschen Zeitung“ das Folgende:

Sächsische Universitätspolitik. Vor etwa zwei Jahren starb der Leipziger Historiker G. Seeliger. Für seine Professur, eine der wichtigsten historischen Professuren in Deutschland, schlug die Fakultät 1. Professor Haller-Lübingen, 2. Werninghoff-Salle, 3. Nörig, außerordentlicher Professor in Leipzig, vor. Die Regierung berief indessen den an erster Stelle genannten Professor Haller nicht, weil er — national ist. Sie berief Werninghoff. Damit war sie zwar hereingefallen, da dieser nicht weniger national war. Die Regierung wußte davon nichts, weil er politisch nicht hervorgetreten war. Unmittelbar nach seiner Berufung starb Werninghoff. Nun hätte die Regierung Nörig berufen können. Indessen, dieser ist auch national gesinnt. Inzwischen ist er nach Kiel berufen worden. Darauf forderte die Regierung die Fakultät zu neuen Vorschlägen auf. 1. wieder Haller, 2. Brandt-Göttingen, 3. Caspar-Königsberg. Es ist eine einwandfreie Liste: die Vorgeschlagenen

sind sämtlich tüchtige Gelehrte und Lehrer. Allein sie haben in den Augen der jetzigen Regierung einen Fehler: sie sind sämtlich national. Deshalb beruft sie sie nicht. Sie hat sich jetzt entschlossen, den Münchener Privatdozenten S. Hellmann, einen Mann, jüdischer Herkunft, zu berufen. Jeder Historiker wird zwar bezeugen, daß dieser sich mit den drei von der Fakultät vorgeschlagenen Historikern nicht messen kann. Aber das stört die Regierung nicht. Gleichzeitig hat sie sich entschlossen, noch drei andere Juden für Leipziger Professuren gegen den Willen der Fakultät zu ernennen (Darunter einen namens Adler für eine national-ökonomische Professur). Neulich wurde darüber geklagt, daß das preussische Ministerium zwei Juden zu Ordinarien der Medizin in Breslau gegen den Willen der Fakultät ernannt hat. Wie man sieht, geht die sächsische Regierung noch ganz anders vor. Je mehr Einfluß die Sozialdemokratie erlangt, desto mehr Juden werden ernannt.

Man wird sicher so weiter experimentieren, bis die ganze deutsche Kultur totexperimentiert ist — ein großer Teil von ihr ist ja überhaupt schon jetzt nur noch jüdischer Schein oder jüdische Verderbnis. Und daher unsere geistige und seelische Not: Wir haben kein rechtes Vertrauen mehr und sehen das Ende kommen. Finis Germaniae.

Denn auch der Zustand des Volksganzen ist wenig erfreulich, im besonderen der der Jugend. Vor Jahren las ich einmal „The luck of roaring camp“ von Bret Harte in einer deutschen Übersetzung, in der „roaring camp“ mit „Brüllaten-Lager“ wiedergegeben war. Nun, in einem solchen Brüllaten-Lager glaubt man des Abends auf unseren öffentlichen Plätzen manchmal zu sein, und die quiettschende Weiblichkeit, die sich mit den Brüllaten zusammensindet, ist auch nicht viel sympathischer. Unzweifelhaft, unserer Jugend fehlt die Zucht, und es ist kein gutes Zeichen, daß man noch nicht das geringste getan hat, die alte Schule der militärischen Erziehung, die bei gewissen Schwächen doch auch wieder ihre großen Vorzüge hatte, durch etwas Neues zu ersetzen. Der starke Sportbetrieb, der ja vorhanden ist, erscheint mir nicht als Ersatz, und bei den demokratischen Volkshochschulen ist auch nicht viel herausgekommen. Ich will auf das Vorgehen der Straßenelemente gegen einzelne harmlose Hakenkreuzträger und gegen nationale Versammlungen nicht erst kommen, auch von der materiellen Behaglichkeit breiter Arbeiter- und Neubeamtenkreise nicht sprechen — wir Deutschvölkischen sind eben nicht bloß mit den links-, sondern auch mit den rechtsstehenden Teilen des deutschen Volkes vielfach unzufrieden, überhaupt nicht mehr recht überzeugt, daß in unserem Volksganzen die wertvollen Triebkräfte noch ausreichend am Werke sind. Das ist unsere seelische Not, nicht Pessimismus — denn wir glauben nach wie vor an die Kraft gesunden Volkstums —, aber Zeitschmerz, Zeitwut, Zeitgrauen. Am Ende sind wir heutigen Geistigen nicht die richtigen oder zu wenige im Vergleich zu den Streberkreisen, die ja schon unter dem Kaisertum die mächtigen waren und seit der Revolution sicher noch zugenommen haben, ob jetzt auch andere, weniger gebildete, im Vordergrund stehen. Eine Lust zu leben ist es im heutigen Deutschland — es kommt ja noch die französische Bedrückung hinzu — jedenfalls nicht, aber verzweifeln, wie einst Heinrich von Kleist, wollen wir Geistigen doch nicht: Am 20. November 1811 ging dieser unglückliche Dichter in den Tod; am 30. Dezember 1812 erfolgte Nords Konvention von Tauroggen, die Befreiung begann.

Adolf Bartels.

Sozialistische Heldenverehrung

In der nationalen Presse wird gelegentlich beklagt, daß die heroische Lebensauffassung in der gegenwärtigen Arbeiterbewegung so traurige Rückschritte gemacht habe, und bei einer rein äußerlichen Betrachtung kann man in der Tat auch zu dieser Annahme verführt werden. Es wäre aber nicht recht schaffen, wenn man sich bei dem Ergebnis einer äußerlichen Betrachtung beruhigen wollte, nur um einen agitatorischen Trumpf in die Hand zu bekommen. Man kommt auch in der Politik schließlich doch am weitesten, wenn man der Wahrheit die Ehre gibt, und also darf man der Arbeiterbewegung die

heroische Auffassung nicht abstreiten, wenn sie in Wirklichkeit vorhanden ist.

Es ist ein historisches Gesetz, daß mit dem Wechsel der historischen Situation auch die Helden wechseln. Die Abwesenheit einer heroischen Lebensauffassung kann also niemals damit begründet werden, daß bestimmte Helden nicht mehr vorhanden sind, sondern immer nur damit, daß man überhaupt keine wahrzunehmen vermag. Wer im friederizianischen Preußen heroische Flieger oder in der norddeutschen Tiefebene heroische Bergsteiger suchen wollte, wäre mit der vorhandenen Situation im Widerspruch und dürfte aus dem negativen Ausfall keine leichtfertigen Folgerungen ziehen. Wenn in der augenblicklichen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Helden vorhanden sein sollen, können sie immer nur aus dem Geist der Bewegung geboren sein, und diese Bedingtheit der heroischen Auffassung darf eine sachliche Kritik nicht aus den Augen verlieren. Man ist nur sachlich, wenn man dem Gegner einräumt, was ihm von seinem Standpunkt aus einzuräumen ist. Sobald man aber das klare Licht dieser Auffassung auf die sozialistische Arbeiterbewegung fallen läßt, wird man auch ihre Helden zu sehen vermögen.

Warum sollte ich leugnen, daß auch ich an der subjektiven Verblendung Teil hatte, der man im öffentlichen Kampf so leicht verfällt? Warum sollte ich verschweigen, daß ich nicht aus innerer Kraft sehend wurde, sondern daß ein literarischer Zufall mir den Star stach? Es sei ruhig ausgesprochen, daß ich mir zur Beleuchtung einer Theaterfrage einige Nummern der Jakobsohnschen „Weltbühne“ kommen ließ, mit denen es mir wie Saul im Alten Testament erging: während ich eine Eselin suchte, fand ich das Königreich der sozialistischen Helden. In einer einzigen Nummer war das ganze Problem sowohl positiv wie negativ-so erschöpfend und klar behandelt, daß ein Zweifel nicht mehr möglich war. Die „Weltbühne“ ist ein unabhängiges Blatt, sie stellt innerhalb der regierenden sozialistischen Partei den fortgeschrittenen Flügel dar und unterscheidet sich von den Kommunisten nur durch taktische Erwägungen, keineswegs aber durch eine geringere Folgerichtigkeit ihrer Anschauungen. Wir dürfen also das ruhige Gefühl haben, daß wir innerhalb der „Weltbühne“ nicht nur mit der deutschen Gegenwart, sondern auch mit der deutschen Zukunft in Übereinstimmung sind, und das ist für die Entwicklungsmöglichkeit der heroischen Auffassung von nicht geringem Wert.

In der fraglichen Nummer wurde zunächst die rückständige Heldenverehrung des kaiserlichen Deutschlands mit unübertrefflicher Klarheit behandelt und abgelehnt. Es handelte sich nur um wenige Zeilen, aber sie waren außerordentlich eindrucksvoll abgefaßt und sahen so aus:

Uniformierte Totschläger. In der Vorbereitung befinden sich bereits über 200 Hefte. Nämlich von den Erinnerungsblättern deutscher Regimenter. Soweit die monarchistischen Offiziere nicht in dem gänzlich überflüssigen und kostspieligen „Reichsarchiv“, das ängstlich die Kriegsakten hütet, damit keiner sie ausbeute, untergekröhen sind, beschäftigen sie sich mit solchem pseudohistorischen Unfug. Für den Nachweis, wo das oder das Regiment geschossen oder den Krieg verloren hat, ist Papier und Geld vorhanden. Für die Lebensnotwendigkeit der ärmsten Bevölkerung —

Man wirft der sozialistischen Staatskunst so oft vor, daß sie in der frohen Geberlaune ihres Sieges die Milliarden des Deutschen Volkes allzufröhlich zum Fenster hinausgeworfen habe, und so ist es um der Gerechtigkeit willen gut, sie auch einmal von der Seite einer wahrhaft eisernen Sparsamkeit kennen zu lernen. Wenn man den Papierpreis der 200 Erinnerungshefte ausrechnet und die Summe in den gegenwärtigen Etat des Reichs hineinsetzt, blutet einem in der Tat das Herz im Gedanken an die „Lebensnotwendigkeiten“, die damit hätten bestritten werden können. Hätte man das gleiche Papier zu kommunistischen Flugblättern verwandt, wäre man mit den gleichen Kosten davangekommen, und den Lebensnotwendigkeiten gerade der ärmsten Bevölkerung wäre Genüge geschehen, während gleichzeitig die Setzlaune der führenden Kommunisten in Rußland und anderswo freundlich beeinflusst worden wäre.

Gewiß: das Problem der Sparsamkeit liegt an sich seitab vom Wege, wir haben es im vorliegenden Zusammenhang aber mit einer Absage an die überwundene Heldenverehrung des kaiserlichen Deutschlands zu tun, und daß diese an Klarheit zu wünschen übrig ließe, wird niemand behaupten wollen.

Auf der Seite daneben wird in der „Weltbühne“ dann das Problem von der positiven Seite behandelt und die sozialistischen Helden treten persönlich auf. Der Artikel ist in die Form eines losgerissenen betritzelten Blattes gefaßt, das einem der Wind gleichsam ohne Absicht über den Weg führt, fängt mitten im Satz an und hört auch mitten im Satz auf. Man müßte schon eine ungewöhnlich verhärtete Natur sein, um das Geistreiche in diesem Einfall nicht anerkennen zu wollen, hoffentlich aber blendet es meine Leser nicht so sehr, daß sie am Sehen behindert werden, denn die sozialistischen Helden sind des Anschauens wert.

Betritzelttes Blatt. . . . Fähigkeit der Exterritorialen. Diese Leute leben überall zwischen den Nationen: vertriebene Optanten, Auswanderer, Flüchtlinge, Menschen, die irgend eine Konferenz neu eingeteilt hat. Das ist zunächst nur auf dem Papier so. Dann wird die nächste Kreisstadt besetzt. Es hagelt Verfügungen, es setzt Befolgungen, man muß gehen, es hilft alles nichts. Eine beliebige Stelle auf der Landkarte ist nun rot, die gestern noch blau war — Wem tut das etwas? Sie sind nun jedenfalls da, und es ist erstaunlich, was sie leisten.

Wovon leben sie? Von ihrer Fludigkeit. Sie, die mit der Wirts- oder Herbergsnation nicht gar so eng verkettert sind, sehen die Lücken, die den Eingewohnten nicht auffallen. Es geht so rasch. Was vorgestern noch hochwangig, rußbedeckt, über und über mit Gepäck, Sorgen und Schmutz belastet, im rauchigen Coupe fuhr, kam gestern an und bewegt sich heute schon auf dem fremden Pflaster sicher und eifertig. Und das Pflaster gibt nach! Die starre Ordnung der heimischen Dinge fängt an, sich dem fremden, kräftig zupackenden Bürgerabenteurer zu beugen . . . Wie machen sie es?

Woher haben sie ihre Papiere? Eine Ausfuhrbewilligung für ein deutsches Buch: das ist ein Abenteuer — für uns! — und ein ärgerliches dazu. Diese da haben es heraus. Sie warten stundenlang auf dumpfen Korridoren, gehen heute zerknirscht aus den Büros und kommen morgen wieder, verstehen es, Beamte tot zu reden und verwirrt zu machen, daß man ihnen schon gibt, was sie haben wollen, nur um sie endlich los zu werden . . . Es ist erstaunlich. Die Not treibt sie. Und sie meistern das Leben.

Denn es ist lebenskräftig und lebensstüchtig, so mit den Dingen fertig zu werden. Sie fressen sich hindurch . . .

Es gibt also etwas, das viel stärker ist als der Staatsgedanke. Denn sie sind gestohlen und trotzdem ihm. Der lächerliche Schlagbaum, der hunderttausend Beamte ernährt und allen andern lästig ist, der sich vor Automobilen senkt und vor Postkutschen öffnet, den die Industrien benutzen und umgehen, und der etwas abschließt, was nur durch die Abschließung noch am Leben ist — der Schlagbaum ist blamiert. Sie kriechen darunter durch — sie beugen sich, um sich desto stolzer aufzurichten. Staat, wo ist dein Stachel? Menschen sind manchmal stärker als ein Staat.

Die Wirts- und Herbergsvölker sind nicht immer erbaut von dem fremden Besuch; neidisch und im Wohlgefühl ihrer Schwäche klopfen sie dem menschlich Größeren loyal auf die . . . (unleserliches Getöse).

Nachdem die Arbeiter, die von den Intellektuellen dieser Blätter geführt werden, den Abscheu vor den uniformierten Totschlägern richtig begriffen haben, steigt also nunmehr in fatten Farben das Bild der Helden auf, die sie gegenwärtig und in Zukunft zu verehren haben. Wer da behaupten wollte, daß die Sozialisten ihre exterritorialen Freunde nicht wahrheitsliebend zu zeichnen wüßten, müßte sich vor den abgedruckten Zeilen schämen. Es ist schon richtig, daß diese Einwanderer die Ordnung der Dinge zerstören und daß das Pflaster des Landes unter ihren Schritten nachgibt. Es ist ebenso richtig, daß sie stärker sind als der Staat, und es fragt sich also nur noch, ob die Arbeiter geneigt sein werden, nach dem Wunsch des Verfassers, in ihnen „das menschlich Größere“ zu erblicken. Da sie aber bereits so Vieles zu lernen vermochten, was eher dem paradox schien, wird es ihnen wohl auch gelingen, die Uniform ihrer vaterländischen Ehre anzuspucken, um dafür in den ausländischen Gaunern, die um ihrer besonderen Erobererlünste willen überall unsere Gefängnisse bevölkern, die eigentliche Form der menschlichen Überlegenheit zu erblicken.

Erich Schalkjer.

Neue Bücher

Wilhelm Schölermann: Der arme Ritter. Ein magischer Spiegel in dreiundzwanzig Abenteuern. (Wilhelm Hartung, Leipzig 1923). Wilhelm Schölermann ist am 4. Mai 1923 zu Weimar verstorben. 1865 in Hamburg geboren, aber in England groß geworden, dann Maler und Kunstschriftsteller, hat er sich vor allem durch Übersetzungen Ruskins, Emersons, Walter Paters, Walt Whitmans und Oskar Wildes Verdienste erworben. — Das vorliegende Buch will kein Roman sein, steht aber doch in der Nähe der modernen autobiographischen Romane. Wenn Schölermann bemerkt: „Die Verfasser von modernen „Ich“-Romanen nehmen sich selbst allzuwichtig: Hier sollte das Werk ernst genommen sein, nicht das „Ich“, so konstruiert er doch einen künstlichen Gegensatz. Ich möchte sagen: Wer sich und sein Leben voll herausbringen soll, muß sich selbst wichtig nehmen. Zuletzt tut das doch auch Schölermann, kommt aber freilich nicht zu fester dichterischer Gestaltung, sondern gibt eine Reihe stimmungreicher Feuilletons, die unter einem bestimmten Leitmotiv (dem der Armut) stehen und den größten Teil des Lebens des Verfassers und auch seine Persönlichkeit deutlich spiegeln. Die kulturgeschichtlich wichtigsten Kapitel des Buches sind das zwanzigste und das einundzwanzigste, die ein lebhaftes Bild der Wiener Sezession geben.

Johanna Wolff: Hans Peter Kromm der Lebendige. Eine Geschichte von Ufer zu Ufer. (Verlag Schuster und Loeffler, Berlin). Die Verfasserin macht hier den Versuch, uns in der Form eines Romans die Brücke zu zeigen, die von der Körperwelt zur Geisteswelt hinüberführt. Es ist zu bedauern, daß Johanna Wolff sich nicht mit dem guten Entwicklungsroman begnügt hat, der in diesem Buche zweifellos auch vorliegt. Hans Peter Kromm ist ein tüchtiger Latenmensch, an dem man wohl seine Freude haben kann, und auch seine Mutter Merete Umbreit ist eine gute Figur, wohl geeignet, die Anteilnahme des Lesers zu wecken. Ebenso gut sind der Verfasserin fast alle Nebenfiguren, sowie die stimmungsvolle Schilderung der Heide in ihrer einförmigen Großartigkeit gelungen. Fraglos aber würde sich der Roman sehr viel besser lesen, wäre er nicht mit den wenig glücklichen religionsphilosophischen und politischen Ideen bepackt, die wohl kaum irgend einem Leser etwas wesentlich Neues bieten dürften, es sei denn dem „Mitmenschen“, zu dem die Verfasserin den heutigen Menschen sich entwickeln lassen möchte — etwa wie Nietzsche seinen „Übermenschen“ erstrebt. Mit demselben Rechte könnte sie sich auch die Weiterentwicklung des Menschen zum Zeitgenossen als Ziel setzen. Und etwas gar zu kindlich mutet es denn doch an, wenn sie ihre von ihrem Romanhelden in überchwänglichen Worten vorgetragenen Ideen auf seine Zuhörer wie nie dagewesene heilige Offenbarungen wirken läßt. Glaubt sie etwa wirklich, daß ihre wenig tief schürfende Weisheit dem suchenden Menschen einen Ersatz für die von ihr bezweifelte ewigen Wahrheiten des Evangeliums bieten könnte? H. v. S.

Josef Nadler: Die Berliner Romantik 1800—1814. (Erich Reiß, Berlin). Dies Buch ist die Fortsetzung von Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (Regensburg, J. Habel), die unter den neuesten deutschen Literaturgeschichten sicherlich die umfassendste wissenschaftliche Arbeit ist. Leider ist sie nicht aus der schlichten deutschen Natur geboren, die für ein solches Werk einzig und allein in Betracht kommt, sondern auf jüdischen Geist gestellt, sei es, daß Nadler selbst Jude ist oder daß er aus der Schule August Sauers und Richard W. Meyers die Manier übernommen hat. So hat er denn auch viel Ablehnung erfahren, und die Art und Weise, wie er sich in dem als „Vorstoß an meine Scherbenrichter“ betitelten Vorwort zu dieser Fortsetzung mit

seinen Gegnern auseinandersetzt, verbessert seine Situation nicht gerade. Doch soll man Nadlers Leistungen nicht übersehen: Er ist gründlich vorgegangen und kommt doch durchweg schon zum örtlichen Bilde, wenn auch die Ausführungen über die Dichter selbst meist nicht tief genug herausholen. Die über die Berliner Romantik sind interessant genug, freilich vielfach bestreitbar. Es geht meiner Ansicht nach zu weit, die Romantik überhaupt als ostdeutsche Bewegung zu fassen, ob auch der märkische Adel in ihr stark vertreten war (Hardenberg z. B. ist seinem Wesen nach doch sicher kein Ostdeutscher), und auf eine Eroberung des aufklärerischen Berlins ist die Romantik auch wohl kaum ausgegangen, wenigstens nicht bewußt. Eine bis in die Einzelheiten gehende Kritik des Nadlerschen Gesamtwerkes könnte von großer Bedeutung für die moderne Literaturgeschichte werden. A. B.

Die deutsche Bühne der Gegenwart

Zum Spielplanentwurf des Nacher Stadttheaters. „Wir sind und bleiben Kinder unserer Zeit. Wohl uns! denn Kinder haben das feinste Sehnsuchts-Empfinden und sind spielend und in Begeisterung das, was sie erträumen.“ So Intendant Fr. Sioli im Vorwort zum diesjährigen Spielplanentwurf des Nacher Stadttheaters. Sicher klingen seine Sätze gut; darüber hinaus fehlt ihnen aber leider zuviel, als daß der schöne Klang lange befriedigen könnte. Daß wir Kinder unserer Zeit sind und bleiben, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. Die Frage ist, wie wir zu dieser unserer Zeit und wo wir in ihr stehen. Ob kindlich, einfach hinnehmend, traumspielerisch-begeistert oder wach, bewußt, kritisch, männlich-mühselig. Und ferner — da jede Zeit ein Doppelgesicht aufweist —: ob dem Erweichenden, Zerfließenden, Zersehenden, Entartenden oder dem Kräftigenden, Zusammenfassenden, Höherhebenden und Weiterführenden zugewandt. Das dringend notwendige Wort zum Zeitgeist und Zeitwesen, die beide fraglos alle Züge des Niedertretenden und Zerstörenden an sich tragen, fand Intendant Sioli nicht. Hätte er es gefunden, hätte er schwerlich noch ein „Wohl uns!“ ausrufen können, da ein „Weh uns!“ im Hinblick auf Tun und Wollen der Mächtigen unserer Zeit das einzig Mögliche gewesen wäre. Und hätte er auch kaum bekennen können: „aus Angst und Sehnsucht heraus handeln wir.“ Denn dergleichen mutet reichlich unmännlich an; ein die Dinge erkennender Mann — und solche Männer brauchen wir heute an leitenden Stellen — handelt bei Gott nicht bloß aus Angst und Sehnsucht. Den Prüfstein solcher „leitenden“ Gedanken bildet der Entwurf selbst. Wir hier an der äußersten Westgrenze des Deutschen Reiches erheben an den Spielplan unseres Theaters ganz besonders scharf die Forderung, daß er allem Aufbauenden entspringe und darum auch wieder diene. Denn zu der allgemeinen Bedrohung deutschen Lebens kommt hier die ganz unmittelbare durch die feindliche Besetzung. In dieser Lage tut Stärkung und Erhebung von der Bühne her doppelt not. Aus den angeführten Sätzen des Vorwortes ist leider auf nichts Gutes in dieser Beziehung zu hoffen; die kritische Durchsicht des Schauspielplanes bestätigt diese Befürchtung in vielen Stücken. Von Shakespeare gibt es Macbeth und Sturm, von Goethe beide Teile des Faust, von Schiller Fiesko, von Meißt Räthchen von Heilbronn, von Hebbel Judith und Gyges und sein Ring; Calderon ist mit dem Richter von Salamea, Molière mit dem Tartuff, Moreto mit Donna Diana, Claudel mit Mittagswende, Tolstoi mit Und das Licht leuchtet in der Finsternis, Strindberg mit Kronbraut, Ibsen mit Peer Gynt, Björnson mit Wenn der junge Wein blüht, angelegt. Ruft man die Auswahl aus unseren „Klassikern“ (im weiteren Sinne) als nicht eben reich und bedeutend ansprechen, so ist gegen die genannten Nichtdeutschen kaum etwas einzuwenden. Erfreulich ist die Ausnahme der „Freier“ von Eichendorff und des „Datterich“ von Niebergall; Büchners Leonce und Lena, sowie Grabbes Don Juan und Faust könnten wir in diesen Zeiten sicher entbehren. Ganz entschieden Widerspruch fordert aber zumeist heraus, was der Entwurf an eigentlichen „Kindern unserer Zeit“ zu spielen vorsieht. Da stehen nämlich: Barlach „Der tote Tag“, Bahr „Das Konzert“, Brust „Der Tag des Jorns“, Paquet „Fahren“, Schnitzler „Anatol“, Sternheim „1913“, Toller „Wandlung“, Wedekind „Marquis von Keith“, Werfel „Schweiger“. Dazu Thoma „Moral“ und Hauptmann „Und Pippa tanzt“. (Bruns „Die Füchse Gottes“ und Falkenberg „Das deutsche Weihnachtspiel“ sind wohl auf Veranlassung des Bühnenvolksbundes eingefügt). Von Thoma also eines der unwahrsten und von Hauptmann eines der unwertesten Werke; im übrigen kommen fast nur zeitgenössische Juden zu Worte! Von den Burte, Ernst, Erler, Geule, Gumpfenberg, von Scholz, Schlaifer, König, Harlan, Unger u. a. nicht ein Stück! Das ist recht bezeichnend und im Hinblick darauf darf man wohl mit Recht behaupten, daß der Geist, der unser Schauspiel im kommenden Winter beherrschen soll, nicht deutschem Gotte und Gute dienset, sondern fremden Göttern untertan ist.

Reinhold Zimmermann.

Zur Beachtung: Nicht nur die allgemeinen Zeitverhältnisse, sondern vor allem die Teilnahmslosigkeit breiterer völkischer Kreise ist Ursache für die Not der völkischen Presse! Das „Deutsche Schrifttum“ kann bis auf weiteres nur noch im Umfang von 4 Seiten erscheinen. Bezug ab jetzt nicht mehr direkt, nur noch durch Post und Sortimenter! Bezugspreis 10 Pf. X Schlüsselzahl.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Severus Ziegler, Weimar, Luisenstr. 10. — Verlag Deutsches Schrifttum, Dr. H. S. Ziegler, Weimar, Luisenstraße 10. Postcheckkonto: Erfurt 25132. — Auslieferung für den Buchhandel: Th e o d o r Th o m a s, Kommissionsgeschäft, Leipzig, Talstraße 13. — Druck von Fr. Koltzsch Nachf. Joh. Reipert, Weimar.